Dies und das

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **18 (1962)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

freund über die großen Züge der Mundarten wie über zahllose Einzelheiten zuverlässige Auskunft gibt. Druckfehler und Versehen fehlen nicht ganz, fallen aber nicht schwer ins Gewicht. Für den Sprachforscher ist das Buch eine Fundgrube. Wer ohne (echte) Mundart aufgewachsen ist, kann hier einen Begriff davon bekommen, was Mundart, was alte, unverfälschte Volkssprache ist.

Dies und das

Patienten-Anlieferung

So las ich am Weihnachtstag an einem zürcherischen Spital und machte mir meine Gedanken. Anlieferung — wo habe ich dieses schon gelesen? Richtig, an den Hintertüren der Warenhäuser, beschränkt mindestens auf gewisse Vormittagsstunden mit geringem Verkehr. Es kommt die Camionnage, es kommen Lieferwagen aller Art. Verwendet nun das Warenhaus einen zu schönen oder das Spital einen zu harten Ausdruck? Beide nehmen etwas entgegen, behalten es eine gewisse Zeit, bearbeiten es auch bisweilen und behandeln es in der Regel transitorisch. Funktionell, das heißt nach Aufgabe und Leistungen betrachtet, ist der Ausdruck richtig, ja für gewisse Augen und Ohren sogar prägnant, einprägsam, lebhaft. Er zeigt wenigstens, daß das Spital *von* Menschen lebt, leider aber nicht, daß es *für* sie leben sollte.

*Ein*geliefert liest man leider sehr oft unter „Unfälle und Verbrechen", von den Verletzten in das Spital, wie von den Verbrechern ins Gefängnis. Dieser Gedankenflug mag vielleicht Spitaldirektor, Bauleiter, Verkehrsplaner oder Maler veranlaßt haben, Einlieferung zu verwerfen. Ich möchte aber deswegen noch eher eingeliefert als angeliefert werden, weil aus dem ersten Ausdruck doch eine gewisse Geborgenheit spricht, eine Betreuung in irgendeinem Sinne, wogegen die Anlieferung für mich unter der Türe oder an der Rampe aufhört.

Wenn mich nun wohlmeinende Leser fragen, wie ich denn diese Begebenheit benennte, so würde ich vorerst einmal von der Lieferung abraten. Sie ist für mich ein kaufmännischer, ja sogar ein umsatzsteuerrechtlicher Begriff. Das kaufmännische Rechnen ist aber nicht vom Spital, schon in seinem Büro sehr beschränkt und in seinen Abteilungen noch weit weniger möglich. Wer es gut mit einem Menschen meint, der liefert ihn allenfalls noch ein, aber weder ab, aus noch an. Dagegen bringt oder führt er ihn. Aus dem Tätigkeitswort „bringen" läßt sich leider kein Hauptwort bilden, das sich ziemte: Man bringt Kinder ins Spital hinein und bringt sie hoffentlich auch wieder heraus. Man bringt die Heu- oder eine andere Ernte ein. Patienten-Anbringung oder -Einbringung läßt sich nicht sagen, selbst dann nicht, wenn man sie auf den Armen trägt. Sogar die Wortbildungen der so leicht zugänglichen deutschen Sprache versperren diesen Ausweg. Wer nicht gebracht wird, der wird geführt oder gefahren. Die Einführung nähme der Tätigkeit das Unmenschliche, gilt aber eher für die Welt der Wissenschaft, der Kunst oder des Geistes, so daß der Ausdruck schon anderweitig vergeben ist. Es bleibt die Aufnahme oder Einfahrt, so daß wir von einer Patientenaufnahme oder Patienteneinfahrt sprechen möchten; im einen Fall mit dem Hintergedanken, daß sich das Spital des Patienten gut annehme, im andern, daß es ihn wieder geheilt ausfahren lasse. Dem Sprachbesorgten diene zum Trost, daß das beanstandete Schild vorübergehenden Charakter zu haben scheint, so daß der Patientenanlieferung hoffentlich eine zweite, bessere Lieferung folgt.

H. H.

Der Sprachberater Deutschlands

Seitdem der Dichtermönch Otfried von Weißenburg um das Jahr 830 die Vernachlässigung der deutschen Sprache beklagte, haben immer wieder deutsche Dichter und Gelehrte im Laufe des letzten Jahrtausends gegen Sprachdummheiten und gegen schlechten Stil gekämpft. Aber erst als der Braunschweiger Museumsdirektor Hermann Riegel vor über 70 Jahren (1885) den „Allgemeinen Deutschen Sprachverein" gründete, wurde dieser Kampf mit größtem Nachdruck geführt. Indem Riegels Aufruf zur Vereinsgründung der nationalen Erneuerungsstimmung in Deutschland seit dem Sieg über Frankreich von 1870/71 entgegenkam, erlebte der Verein während der nächsten Jahrzehnte solch einen Aufstieg, daß er 1914 rund 35 000, 1930 sogar über 50 000 Mitglieder in zahlreichen selbständigen Lokalvereinen besaß. Fürsten, Gelehrte, Politiker, Kaufleute, Industrielle traten ihm bei. Zweigvereine entstanden zeitweise in Österreich, Luxemburg, England, Italien, Rumänien, in den USA und in der Schweiz. Firmen, Behörden und Einzelpersonen zogen den Sprachverein in Tausenden von Fällen zur Prüfung von Schriftstücken und zu Auskünften über Rechtschreibung heran. Deutsche Regierungen ließen ihn Gesetzestexte auf bessere Verständlichkeit hin durchsehen. Und eine Zeitschrift „Muttersprache" unterstützte seit 1886 das Vereinsprogramm: Kein Fremdwort für das, was mühelos deutsch ausgedrückt werden kann, Liebe und Verständnis zur Muttersprache, Belebung des Sinnes für Richtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit der Sprache.
Obwohl das Ende des Zweiten Weltkrieges die Organisation des Deutschen Sprachvereins auflöste, gelang es dennoch, die alte Organisation unter dem neuen Namen „Gesellschaft für deutsche Sprache" schon 1947 wieder zu gründen und die einflußreiche Stellung als Sprachberater Deutschlands zurückzuerobern. So beteiligte sich die Gesellschaft an den Vorschlägen einer künftigen Reform der Rechtschreibung. Sie verbesserte 1948 für den Parlamentarischen Rat den Wortlaut der Bundesverfassung. Die Bundesministerien für Wirtschaft, Verkehr, Arbeit, Justiz, für das Innere und für das Post- und Fernmeldewesen holen sich neben Firmen und Behörden bei der Gesellschaft immer wieder Rat. Außer der Zeitschrift „Muttersprache" gibt die Gesellschaft unter anderm ein Nachschlagewerk „Deutsche Rechtschreibung" (ähnlich dem „Duden"), ein „Verdeutschungsbuch" (mit fast 7500 Fremdworterklärungen) und ein sprachgeschichtlich wertvolles „Deutsches Wörterbuch" heraus.

K. R., „Basler Nachrichten"

Mißratener Titel

Schon manchem ist ein Versuch mißlungen, eine Sache, die er angepackt hat, mißraten. So kann man Pech haben, kann einem etwas mißglücken. Wir haben da drei sinnverwandte Wörter vor uns. Sind sie völlig sinngleich? Der in einer Zeitung unter „Verschiedenem" zu lesende Titel „Ein mißratener Überfall" ruft im Sprachgefühl ein gewisses Unbehagen hervor. Ein „mißlungener" oder auch ein „mißglückter Überfall" täte das nicht. Es bliebe nur die vom verbrecherischen Versuch angemessene sittliche Entrüstung! Der Unterschied liegt offenbar darin, daß bei „mißraten" stets an eine Bemühung gedacht wird, bei der tatsächlich etwas vom Versuchten zustande kommt, während „mißlingen" und „mißglücken" sich auch auf Anstrengungen beziehen, die bloße Handlungen ohne Ergebnis sind. Ein „mißratener Kuchen" ist immerhin ein Kuchen, wenn er vielleicht auch nicht richtig aufgegangen ist. Ein „mißratener Bau" steht immerhin da, wenn vielleicht auch schief. Ein „mißratener Sohn" ... Bei einem „mißlungenen" oder „mißglückten", das heißt schiefgegangenen, Überfall ist vom Gewollten nichts vollbracht: weder hat der Übeltäter sein „Opfer" berauben noch gar töten können. „Ein mißratener Überfall" ist daher ein sprachlich mißratener Titel der Verbrechensmeldung. *„Verwaltungspraxis"*

Etwas Ergötzliches steht bisweilen auch in scheinbar trockenen, sachlichen Blättern; es braucht nicht immer ein Witzblatt zu sein. So wird im „Schweizer Buchhandel" (Jg. 1961, Nr. 2, Seite 844) von einer bekannten Zürcher Buchhandlung das folgende Buch von Francesco Chiesa gesucht: „Gedichte an meinen Gatten."

Es würde dem 90jährigen liebenswürdigen Tessiner Dichter und Schriftsteller wahrscheinlich ein heiteres Stündlein bereiten, wenn er dies zu Gesicht bekäme. „Wenn schon Gedichte", würde er sagen, „warum dann nicht an meine Gattin?"

Ob das Mißverständnis vom Kunden oder von der Buchhandlungsgehilfin herrührt, tut schließlich nichts zur Sache. Wohl aber sollten wir staunen, welcher Feinheiten und Nuancen unsere Sprache fähig ist und wie sehr wir uns einer deutlichen Aussprache befleißen sollten. Es bedarf nur einer geringfügigen Umstellung, die den Klang des Wortes kaum verändert (Gedichte — Geschichte, Gatten — Garten), und schon ergibt sich ein ganz neuer Sinn; denn im vorliegenden Fall kann es sich um nichts anderes handeln als um Chiesas hübsches Buch „Racconti del mio orto", auf deutsch „Geschichten aus meinem Garten".

Heinrich Frei

Die Dichter deutscher Sprache im Elsaß

Aus dem Brief eines Kenners der Verhältnisse, der Jahrzehnte im Elsaß gelebt hat:

Es ist natürlich keine Referenz für das Elsaß, daß es keine Zeitschrift besitzt, in welcher seine Dichter zu Wort kommen können. Seit der großen Umwälzung 1918 wurden verschiedene Versuche in dieser Hinsicht unternommen; so gab es *„La Littérature Populaire" — „Les Cahiers Alsaciens" — „Les Nouveaux Cahiers Alsaciens" — „Das elsässische Literaturblatt" — „La Revue du Rhin" — „Die Nebelkuh" — „Das Elsaßland"*.

Mit Ausnahme der Zeitschrift „Das Elsaßland", die ununterbrochen von 1920 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges monatlich erschien, die aber vor allem der elsässischen Volkskunde diente, aber immerhin nebenbei auch literarische Beiträge brachte (es stehen darin über zweihundert meiner Gedichte), mit Ausnahme dieser Zeitschrift hat keine der oben erwähnten das dritte Lebensjahr überlebt.

Alle diese Zeitschriften veröffentlichten Beiträge in deutscher und französischer Sprache sowie im Dialekt; aber seit Ende des Zweiten Weltkrieges gibt es im Elsaß leider keine literarische Zeitschrift mehr. Die Tagespresse zeigt überhaupt kein Interesse für die lebenden Dichter des Landes. Was im Feuilleton der Tageszeitungen erscheint, erreicht kaum das Durchschnittsniveau. Gedichte werden überhaupt nicht kotiert.

Bleibt noch der Rundfunk, der monatlich eine „Kleine Anthologie der elsässischen Dialektpoesie" sendet, wobei aber — wie der Titel es sagt — eben ausschließlich Dialektdichter ihre Stimme erheben.

Seit drei Jahren etwa kommen vom Straßburger Sender auch ab und zu Dichter deutscher Sprache zu Wort, aber selten genug, gewöhnlich geschieht es nur bei besonderen Anlässen (Geburtstag oder Ableben). Den bereits verstorbenen Dichtern räumt man größere Rechte ein, die lebenden übergeht man gern — aus politischen Gründen? — mit Schweigen.

Es gibt auch eine „Société des Auteurs d'Alsace et de Lorraine", aber es ist ein Verein ohne Zusammenhalt, dem alle möglichen dilettantischen Elemente angehören und von dessen Aktivität man nur selten etwas vernimmt, meist nur dann, wenn sich die Mitglieder zu einem Bankett vereinigen.

Es gibt im Elsaß keinen Verlag, der sich um die Produktion der lebenden elsässischen Dichter kümmert. Wer einen Gedichtband veröffentlichen will, muß die Druckkosten der gesamten Auflage im voraus bezahlen.

„Die Tat", Zürich, 7.10.1961

Wenn zwei dasselbe tun . . .

Wenn ein Deutschschweizer Mühe hat, französisch zu sprechen, heißt es, er habe eine schwere Zunge; wenn ein Welschschweizer Mühe hat, deutsch zu sprechen, heißt es, das Deutsche sei eine vertrackte Sprache.

De Heiri git sich schüli Müe
schön fein französisch z'gaxe,
doch gratet's em halt eifach nie —
d Zuehörer schnydet Faxe
und säged alli mitenand:
Gäll, Heiri, du chuntsch useme Land,
wos *schweri Zunge* händ!

Dem Jean-Pierre fallt's schüli schwer
es tüütsches Sätzli zmache,
er staggelet, macht hin und her,
und zletscht müend alli lache.
Red du nur wältsch, so rüefed all,
s Tüütsch isch en ganz en böse Fall,
für dis *fyn Züngli* eifach zvill,
ja, ja, häsch rächt, — trop difficile!

P. R.

Dummheit, Dampf und Daumen

Das 155. Heft des „Wörterbuches der schweizerdeutschen Sprache", des berühmten „Idiotikons" also, enthält die Gruppen „Dam-dum" bis „Damschdumsch", sowie eine Übersichtskarte der Ortsbezeichnungen und ein Register für Band XII. — Der „Daumen" ist ein ergiebiges Stichwort. In der Leibes- und Rechtssymbolik spielt er eine große Rolle; auf mehr realistischer Ebene wird den Basler Metzgern (warum gerade ihnen?) vorgeworfen, sie hätten einen „schweren Daumen", und zahlreich sind die Krämer und Wirte, die mit dem Daumen der Waage etwas nachhelfen. „Eine Wirtin zu Amsteg, die tot auf dem Leichenbett lag, erhob sich plötzlich und rief allen Wachern und Betern ‚hundert Dume gönd au es Maas', und legte sich wieder tot nieder." — Nicht weniger als 21 Spalten benötigt die Dummheit. Man kann auf verschiedene Arten dumm sein, zum Beispiel „wie-n-es wisses Chüngeli", aber auch „dümmer als Gitzimist", und selbst die Berner Münsterglocke läutet „Warum so tumm?" — „Dampf" hat vielerlei Bedeutungen, das Wort heißt auch Prasserei oder Rausch, und früher pflegte man Tabak nicht zu rauchen, sondern zu „dämpfen". — Den „Domino" beschreibt eine Basler Quelle aus dem Jahr 1845 als „praktischstes Intrigierkostüm für Herren, die bereits den Abendanzug tragen und eine Stunde intrigieren möchten". — Und schließlich sei noch erwähnt das Stichwort „Tummel" (= Tumult). Im Jahre 1725 wird in Konolfingen notiert, „daß eint und andere Personen, sonderlich auf denen Lättneren und in den Weiberstühlen, während der Predigt mit einem wilden Wäsen, Erregung unanstendigen Getümmels und losen Geschwätzes" die Andacht stören. Das waren noch Zeiten!

-o-, „BN"

Das mißbrauchte Plus-Zeichen

Sinnlose Moden greifen manchmal wie Seuchen um sich. Da deren Bekämpfung fast aussichtslos scheint, ist man versucht, die Dinge treiben zu lassen, wie sie sich entwickeln. Und doch sollte man sich wehren, besonders wenn so gute Gründe vorliegen wie gegen die +-Seuche. Schon in der Primarschule hat man gelernt, daß Ungleichartiges nicht zusammengezählt werden kann, Äpfel + Birnen so wenig wie Hans + Heiri. Wir haben es wohl den Graphikern zu danken, wenn + so sehr in Gunst gekommen ist. In gewissen Fällen mag es tatsächlich schön sein, etwa im graphischen Arrangement der Reklametafel einer Bauwand. Aber im laufenden Satz ist es ein Fremdkörper, also vom graphischen Standpunkt aus ebenso unerwünscht wie vom logischen. Wer das „&" altmodisch findet, kann „u." schreiben, wenn unbedingt Kürze erstrebt wird. Obwohl gewisse Kreise unserer Leserschaft anfälliger gegen Modeerscheinungen sind als andere, rechnen wir damit, daß auch die Tage der +-Mode gezählt sind. Und wenn in der SBZ doch dann und wann ein solches sinnwidriges + vorkommt, entschuldigen wir uns im voraus und bitten den Leser, es mit Humor zu ertragen, hat doch sogar das Zürcherische Handelsregisteramt dessen Eintragung als Bestandteil eines Firmennamens bewilligt.

„Schweizerische Bauzeitung"

„Wohlständer?"

Was ist das wohl für ein Möbel in der Überschrift zu dem vorzüglichen Aufsatz über die Reklamesprache der Gegenwart, „Werbedeutsch für Wohl*ständer*"? (Heft 3/61.) Ein wohlstehender Lampenständer vielleicht? Mir scheint, daß hier nur „Wohlständ*ler*" in Frage kommen kann; ebenso wie als Ableitung von „Widerstand" — und als mehr oder weniger abschätzige Verdeutschung von „résistant" — nur „Widerständ*ler*" möglich ist. *B.*

Fastnacht oder Fasnacht?

Zur Auskunft von Dr. K. Meyer in Heft 1/1962 schreibt E. R.:
Diese Frage wird seit langem immer wieder diskutiert. Gegen die Schreibung mit t wird geltend gemacht, daß sich das Wort gar nicht von „fasten" herleiten lasse. Man zitiert den alten Kindervers:

„Hüt isch wider Fasenacht,
Wo-n-is d'Muetter Chüechli bacht."

Angeblich soll es früher ein Wort „fasen" im Sinne von „sich belustigen" und in ähnlichen Bedeutungen gegeben haben.
Es ist nun aber auffallend, daß gerade die Sprachgelehrten an der Herleitung von „fasten" festhalten. Das Schweizerdeutsche Wörterbuch zieht eine andere Erklärung überhaupt nicht in Betracht. Obschon es die ältere Sprache weit zurück behandelt, ist von einem Wort ‚fasen' nichts darin zu finden. Besonders beweiskräftig für die Erklärung aus „fasten" erscheint nun meines Erachtens ein anderes Wort, in welchem das t ebenfalls ausgefallen ist: „Fasmis" aus „Fast-Mues". So hieß ein Gericht, das während der Fastenzeit aufgetragen wurde. In der Lautung „Fasenacht" des zitierten Verses ist übrigens das „e" nur um des Rhythmus willen eingeschoben worden.
Der Entscheid in dieser Streitfrage sollte also leicht fallen: „Wir Deutschschweizer sprechen und schreiben „Fasnacht" im Dialekt, schreiben aber „Fastnacht" beim Gebrauch der Schriftsprache.